Kapitel 3

Der Junge aus der Unterführung

Noch 36 Tage bis ADVENT

* * *

Am neunzehnten November wurde Joshua Leuwen fünfundzwanzig Jahre alt, und außer zwei Menschen wusste das niemand auf der Welt.

Offiziell hatte er am fünfundzwanzigsten Dezember Geburtstag. So stand es in seinem Pass, in seiner Krankenakte, in den vierhundert Seiten des ADVENT-Drehbuchs und in einem Grundsatzpapier der Abteilung für Narrative Kohärenz, das vor zwölf Jahren beschlossen hatte, das Geburtsdatum „im Interesse einer konsistenten und emotional resonanten Erzählung" anzupassen. Der neunzehnte November war daraufhin aus allen Unterlagen entfernt worden, sorgfältig und gründlich, wie LionTech alles entfernte, was nicht ins Bild passte. Der Tag existierte nicht mehr. Er war einfach ein Donnerstag gewesen, dem man nachträglich gekündigt hatte.

Es gab genau zwei Ausnahmen. Die eine war Emeka Obi, der in jener Nacht in einem Schafstall seine Uniformjacke auf links gedreht hatte und sich weigerte, sich an ein anderes Datum zu erinnern. Die andere war Jo selbst, der es von Emeka wusste.

SERAPH sagte an diesem Morgen: „Guten Morgen, Joshua. Heute ist Freitag, der neunzehnte November. Bis ADVENT sind es noch sechsunddreißig Tage. Deine Schlafqualität war gut."

Das Wort *gut* war neu. Seit drei Wochen hatte SERAPH jeden Morgen *ausgezeichnet* gesagt. Jo lag einen Moment still und fragte sich, ob das Diktiergerät unter der Decke nachgelassen hatte, ob die Kassette ausleierte, ob der Atem darauf inzwischen müder klang als früher. Dann dachte er, dass es vielleicht

einfach stimmte. Er war müde. Er schlief seit drei Wochen an drei Nächten pro Woche weniger als zwei Stunden.

Er stand auf. Die Sonne ging über Galiläa auf, in Violett, Orange und Gold, wie jeden Morgen seit fünfzehn Jahren.

Niemand gratulierte ihm. Er hatte auch nicht damit gerechnet.

* * *

Am Vormittag zeigte Magnus Leuwen ihm den Stall.

Er stand in der Aula Magna des Heritage Wing, einem Saal von der Größe eines Fußballfelds, dessen Dach man für den fünfundzwanzigsten Dezember so umgebaut hatte, dass es sich teilweise öffnen ließ, damit genau um sechs Uhr zwölf das erste Tageslicht auf die Bühne fiel. Und auf der Bühne stand der Stall.

Er war wunderschön.

Das Holz stammte aus einer fünfhundert Jahre alten Scheune in Südtirol, die man Brett für Brett abgetragen, nummeriert und in Rom wieder aufgebaut hatte. Das Stroh war ebenfalls aus Südtirol, handgebunden, in einem warmen Goldton, der unter den Scheinwerfern leuchtete, als hätte man ihn eigens dafür gezüchtet, was, wie Jo später erfuhr, tatsächlich der Fall war. Die Krippe hatte eine Designerin aus Mailand entworfen, aus Olivenholz mit einer hauchdünnen Blattgoldkante, die man nur sah, wenn das Licht in einem bestimmten Winkel fiel. In einem Gatter zur Linken standen sechs Schafe, sehr sauber, sehr weiß, sehr ruhig. Sie stammten von einer Tieragentur, die sonst für Filmproduktionen arbeitete, und waren darauf trainiert, auf ein Handzeichen gleichzeitig die Köpfe zu heben.

„Zwei davon sind Zweitbesetzung", erklärte Tamara Voss, die neben Leuwen stand und ein Tablet an die Brust drückte wie ein Gesangbuch. „Falls eines der Hauptschafe krank wird. Oder Lampenfieber bekommt. Das kommt bei Schafen häufiger vor, als man denkt."

Rechts neben der Krippe stand ein Esel. Er war grau, hatte lange, samtige Ohren und sanfte Augen und bewegte in regelmäßigen Abständen den Kopf, zwinkerte, zuckte mit dem linken Ohr und atmete sichtbar.

„Ist der echt?", fragte Jo.

„Animatronik", sagte Tamara stolz. „Aus demselben Studio, das die Dinosaurier für diesen Film gemacht hat, du weißt schon. Wir hatten echte Esel im

Casting, aber sie waren alle unberechenbar. Einer hat den Regieassistenten gebissen. Einer hat während der Probe … nun. Einer war nicht stubenrein. Der hier macht, was er soll." Sie tippte auf ihr Tablet, und der Esel wandte den Kopf, sah Jo mit seinen sanften Glasaugen an und senkte ihn in einer Geste, die als Demut programmiert worden war.

Jo sah sich um. Er suchte etwas, ohne zu wissen, was. Dann wusste er es. Über der Tür des Stalls, dort, wo in einem echten Gebäude das Notausgangsschild gehangen hätte, war nichts. Nur warmes, goldenes Holz.

„Wir haben ihn so gebaut", sagte Tamara, „wie er hätte sein sollen."

Leuwen stand neben ihm und betrachtete den Stall mit dem Ausdruck eines Mannes, der ein Gemälde ansieht, das er selbst gemalt hat. „Ist er nicht großartig?"

Jo antwortete nicht gleich. Dann fragte er: „War es so?"

Leuwen sah ihn an. „Wie meinst du das?"

„In der Nacht, in der ich geboren wurde. War es so?"

Es war einen Moment still in der riesigen Aula. Irgendwo oben in der Dachkonstruktion rief ein Techniker einem anderen etwas zu. Die Schafe standen reglos. Der Esel zwinkerte.

„Du wurdest in der Geburtssuite geboren", sagte Leuwen. Er sagte es ruhig, freundlich, in dem Ton, in dem man einem Kind eine Geschichte erzählt, die es schon kennt. „Mit den besten Ärzten, die es gab. Unter den besten Bedingungen der Welt. Der Stall ist ein Symbol, Joshua. Eine Brücke zu den Menschen. Die Leute brauchen Bilder, die sie verstehen." Er legte ihm die Hand auf die Schulter. „Die Umstände damals waren, nun ja, etwas dramatisch. Es gab ein Unwetter. Aber am Ende ist alles gut gegangen. Das ist es, was zählt."

„Welche Umstände?"

„Unwichtig." Leuwen lächelte. „Weißt du, ich habe über die Jahre etwas gelernt. Die Geschichte, die wir erzählen, ist manchmal wahrer als die Einzelheiten. Die Einzelheiten sind Zufall. Die Geschichte ist Bedeutung."

Er glaubte das. Man konnte es in seinem Gesicht sehen. Er hatte vierundzwanzig Jahre lang eine Geschichte erzählt, und irgendwann, ohne es zu merken, hatte er aufgehört, sich an die andere zu erinnern. Oder er erinnerte sich und hatte beschlossen, dass sie nicht zählte. Jo konnte nicht sagen, was von beidem schlimmer war.

Er sah auf die goldene Krippe. Auf das Stroh, das man eigens gezüchtet hatte. Auf das Holz über der Tür, wo nichts hing.

„Er ist sehr schön", sagte er.

Leuwen drückte seine Schulter. Tamara notierte etwas auf ihrem Tablet. Der Esel senkte demütig den Kopf, weil jemand versehentlich auf die falsche Taste gekommen war.

* * *

Jo war sechzehn gewesen, als er den echten Stall gefunden hatte.

Es war in einem Sommer gewesen, in dem er zum ersten Mal nachts nicht schlafen konnte und durch die Flure des Wohnflügels gewandert war, auf der Suche nach irgendetwas, das nicht vorgesehen war. Er hatte eine Treppe gefunden, die tiefer führte als alle, die er kannte, und am Ende der Treppe eine Stahltür mit einer ganz gewöhnlichen Klinke. Dahinter einen Raum voller Kartons und alter Möbel und einen Pappaufsteller von Magnus Leuwen, der ihn aus der Ecke anlächelte und ihm einen Schrecken eingejagt hatte, von dem er sich eine Viertelstunde lang nicht erholte.

Und über der Tür ein grünes Schild mit einem kleinen Männchen, das auf eine offene Tür zurannte.

Er war einfach dort geblieben. Er wusste nicht, warum. Er hatte sich auf einen alten Bürostuhl gesetzt, mit dem Rücken zum Pappaufsteller, und das grüne Licht angesehen, und irgendwann war die Tür aufgegangen, und ein sehr großer Mann mit einer Taschenlampe hatte im Türrahmen gestanden.

Emeka Obi war damals achtundvierzig gewesen. Er hatte den Jungen auf dem Bürostuhl lange angesehen. Er hatte keinen Alarm ausgelöst. Er hatte die Taschenlampe ausgeschaltet, sich auf einen umgedrehten Karton gesetzt, und nach einer Weile hatte er gesagt:

„Weißt du, wo du hier bist?"

„In einem Lagerraum."

„Früher war das ein Stall." Emeka hatte sich umgesehen, als würde er die Schafe noch sehen, die Futtersäcke, das Stroh. „Da, wo du sitzt, lag Stroh. Ungefähr da drüben stand ein alter Esel. Schlecht gelaunt. Er hat die ganze Nacht Möhren gefressen."

Und dann hatte er erzählt.

Er hatte von dem Sturm erzählt und von dem Blitz und dem Stromausfall und davon, dass die Notstromversorgung zuerst die Server gerettet hatte. Von der verschlossenen Sicherheitstür. Von Jupp Kellermann aus der Eifel, der zweihundert Lämmer auf die Welt geholt hatte und in dieser Nacht ein zweihunderterstes, das kein Lamm war. Von Dragana, die ihren Rosenkranz im Treppenhaus gebetet hatte. Von der Jacke, die er auf links gedreht hatte, damit der Löwe innen war.

„Warum?", hatte Jo gefragt.

Emeka hatte die Schultern gezuckt. „Kam mir richtig vor."

Von den drei Leuten im Abendanzug, die um halb drei gekommen waren, mit einem Fotografen und einem Notar. Und von der Frau.

„Meine Mutter", hatte Jo gesagt. Es war das erste Mal, dass er das Wort laut ausgesprochen hatte, und es fühlte sich fremd an, wie ein Wort in einer Sprache, die man nur aus Büchern kennt.

„Die Frau, die dich getragen hat", hatte Emeka gesagt, vorsichtig, als wolle er nichts behaupten, was er nicht wusste. „Ja."

„Wie hieß sie?"

Emeka hatte lange geschwiegen. Dann hatte er gesagt: „Ich hab einen Vertrag unterschrieben, Junge. In der Nacht noch, bevor ich nach Hause durfte. Ich halte meine Verträge." Er hatte eine Pause gemacht. „Fast alle."

„Aber du weißt es."

„Ich weiß es."

„Und du sagst es mir nicht."

„Heute nicht." Emeka hatte ihn angesehen, sehr ernst. „Vielleicht irgendwann. Wenn du es wirklich brauchst. Nicht, wenn du es nur wissen willst."

Jo hatte nicht verstanden, worin da der Unterschied bestand. Er verstand es auch mit fünfundzwanzig noch nicht ganz. Aber er hatte nicht weiter gefragt, weil Emeka etwas anderes gesagt hatte, das ihn den Rest der Nacht nicht losließ.

„Sie hat dir was vorgesummt. Bevor sie dich hergeben musste. Ich stand draußen im Gang, ich hab nicht viel gehört. Aber sie hat gesummt."

Jo war ganz still geworden. Dann hatte er, ganz leise, vier Takte gesummt. Tief. Schwer. Fast ein Marsch.

Emeka hatte die Stirn gerunzelt. „Ich bin nicht musikalisch“, hatte er gesagt. „Ich weiß es nicht. Kann sein. Aber es war nichts Frommes. So viel weiß ich noch. Es war nichts, was man in der Kirche singt.“

Seitdem wusste Jo, dass die Melodie in seinem Kopf keine Erfindung war. Dass jemand sie ihm gegeben hatte, in der ersten Stunde seines Lebens, in einem Schafstall unter einem grünen Notausgangsschild. Dass sie das Einzige war, was er von dieser Frau besaß.

Er wusste nur immer noch nicht, was es war.

* * *

„Hat er je Nein gesagt?“

Pater Anselm sah von seinem Buch auf. Es war elf Uhr, Kirchengeschichte, das Konzil von Nicäa stand auf dem Plan, und Jo hatte in den letzten zwanzig Minuten keinen einzigen Satz gehört.

„Wer?“

Jo sah ihn nur an.

Anselm klappte das Buch zu. Er legte die Hände darauf und schwieg eine Weile, und Jo mochte das an ihm, dass er auf ernste Fragen nie sofort antwortete, als hätte er die Antwort schon vorher in der Tasche gehabt.

„Einmal“, sagte der alte Priester schließlich, „hat er gefragt. Im Garten, in der Nacht davor. Er hat gefragt, ob der Kelch an ihm vorübergehen kann. Ob es einen anderen Weg gibt.“ Er strich mit dem Daumen über den Buchrücken. „Das ist nicht dasselbe wie Nein sagen. Aber es ist auch nicht nichts. Es heißt: Er hätte gern anders gewollt. Und er hat es ausgesprochen. Laut. Vor dem, der zuhörte.“

„Und dann hat er es trotzdem getan.“

„Ja. Aber er hat es gewählt. Das ist der Punkt, Joshua. Niemand hat es ihm abgenommen. Nicht die Priester, nicht Pilatus, nicht die Leute auf der Straße. Die haben alle geglaubt, sie entscheiden. Er hat entschieden.“

Jo sah aus dem Fenster. Unten auf dem Campus wurde ein Lastwagen mit Scheinwerfern entladen, für die Aula Magna.

„Und wenn ich gar nicht wählen kann? Wenn das, was ich für meine Wahl halte, nur … eingebaut ist?“

Anselm betrachtete ihn lange über den Rand seiner Brille. Dann lächelte er, und in dem Lächeln war sehr viel Zärtlichkeit und ein bisschen Traurigkeit.

„Das fragt sich jeder Mensch irgendwann, mein Junge. Ob er nur seine Gene ist, seine Eltern, seine Erziehung, seine Umstände. Du hast nur das Pech, dass bei dir jemand die Rechnung aufbewahrt hat." Er schlug das Buch wieder auf. „Nicäa. Dreihundertfünfundzwanzig. Da haben sich lauter alte Männer drei Monate lang gestritten, wer er war. Das beruhigt mich immer ein bisschen. Wenn die es nicht wussten, musst du es auch nicht heute Vormittag herausfinden."

* * *

Gianni hatte in dreieinhalb Wochen dreiundzwanzig Unterführungen abgesucht.

Er hatte in Unterführungen gesucht und in U-Bahn-Stationen, auf Plätzen, an denen Straßenmusiker spielten, und vor Clubs, aus denen um drei Uhr früh Leute stolperten, die nach Rauch und Bier und Aufregung rochen. Er hatte andere Straßenmusiker gefragt, einen Rumänen mit Akkordeon an der Piazza Navona, zwei Peruaner mit Panflöten an der Spanischen Treppe, eine Französin, die auf einer singenden Säge spielte und dabei weinte, ob das zur Nummer gehörte oder nicht. Hast du einen gesehen, Kapuze, lange Haare, Mitte zwanzig, spielt, als hätte er vier Hände? Heißt Jo?

Niemand hatte ihn gesehen. Die Französin hatte gesagt, sie habe mal einen gekannt, der Jo hieß, der habe aber Klarinette gespielt und sei 2009 nach Marseille gegangen.

Gianni schlief in diesen Wochen meistens am Bahnhof Termini, auf einer Bank am hinteren Ende von Gleis vierundzwanzig, wo die Nachtzüge nach Süden abfuhren und wo die Polizei nur zweimal pro Nacht vorbeikam. An einem Abend in der Woche gab es in einer Suppenküche in Trastevere eine warme Mahlzeit und eine Dusche. Er spielte tagsüber an der Via del Corso für Touristen, abends in den Unterführungen für niemanden, und nachts suchte er.

Das Päckchen mit den fünf Saiten trug er in der Brusttasche. Er hatte es nicht aufgemacht.

Er wusste, dass das lächerlich war. Er wusste, dass Saiten dafür da waren, aufgezogen zu werden, und dass seine eigenen an der Gitarre schon wieder grau und stumpf klangen. Aber er war aus Tarent weggegangen mit einer Gitarre für zwanzig Euro und einer Mundharmonika und ein paar Sachen, über die er nicht sprach, und seitdem hatte ihm niemand etwas geschenkt, ohne et-

was dafür zu wollen. Menschen, die einem etwas gaben, wollten immer etwas. Das war eine Regel, die Gianni früh gelernt hatte. Das Päckchen war die einzige Ausnahme. Und Ausnahmen, fand er, benutzt man nicht. Man bewahrt sie auf, als Beweis, dass es sie gibt.

Am Abend des neunzehnten November ging er zurück zur Via Salaria. Er hatte es nicht geplant. Er war einfach, nach der dreiundzwanzigsten Unterführung, zu der ersten zurückgelaufen, weil ihm nichts anderes mehr einfiel. Er setzte sich an seine alte Stelle, stellte den Koffer auf, legte die drei Münzen hinein und spielte sein Lied.

Das Lied hatte jetzt einen Schluss. Er spielte es bis zum Ende. Dann spielte er es noch einmal.

Beim dritten Mal setzte irgendwann eine zweite Gitarre ein.

Gianni hörte nicht auf zu spielen. Er hatte Angst, dass es aufhören würde, wenn er aufhörte. Er spielte weiter, mit geschlossenen Augen, und die zweite Gitarre legte sich neben seine, unter seine, über seine, wie jemand, der neben einem hergeht und genau im selben Tempo, und als der zweite Refrain kam, gingen beide Gitarren gemeinsam weiter, und das Lied stieg an und kam nach Hause.

Dann öffnete Gianni die Augen.

Jo saß auf der Treppe, wie beim ersten Mal. Neben ihm stand ein kleiner Verstärker, kaum größer als eine Brotdose. Er hatte die Kapuze auf. Er lächelte.

„Du hast es bis zum Ende gespielt“, sagte er.

Gianni hatte sich in dreieinhalb Wochen sehr viele Sätze überlegt. Er hatte sich überlegt, was er fragen würde. Wer bist du. Wo warst du. Wieso spielst du so. Wo kommst du her. Wieso hast du mir die Saiten geschenkt. Was willst du dafür.

Er fragte nichts davon.

„Darf ich mitspielen?“, fragte er.

* * *

Jo hatte ihn auch gesucht. Das erfuhr Gianni erst viel später.

Er war nach jener ersten Nacht zweimal zur Via Salaria zurückgekommen, einmal nach der Probe mit Rocco auf der Baustelle, einmal an einem Dienstag, und hatte die Unterführung beide Male leer gefunden, weil Gianni zu dieser Zeit am anderen Ende der Stadt nach ihm suchte. Zwei Menschen, die sich in

einer Stadt mit drei Millionen Einwohnern gegenseitig suchten, jeweils dort, wo der andere gerade nicht war. Pater Anselm, dem Jo die Geschichte Jahre später erzählte, sagte, das sei die Grundstruktur fast aller großen Liebesgeschichten und der meisten Theologie.

An diesem Abend war Jo aus einem einfachen Grund gekommen. Es war sein Geburtstag, und er wollte ihn mit Musik verbringen.

Jetzt stand er vor der Frage, die er gefürchtet hatte, seit er den Jungen vor dreieinhalb Wochen auf dem kalten Boden hatte sitzen sehen. Er sah die abgewetzte Jacke, die zu dünn war für November. Die Schuhe, an denen sich die Sohle löste. Die Hände, die zu dünn waren und zu rot vor Kälte. Einen Jungen, siebzehn vielleicht, der nicht nach Hause ging, weil er offensichtlich keines hatte. Und der ihn ansah, als wäre er das Einzige, was in dieser Stadt noch nicht versucht hatte, ihm etwas wegzunehmen.

Er wusste, was er sagen würde. Er wusste es, bevor er darüber nachdachte, und das machte ihm Angst, weil er nicht wusste, ob er es sagte oder ob es in ihm gesagt wurde. Er dachte an die Verantwortung. Er dachte daran, dass der Junge minderjährig war. Dass er selbst nachts über einen Zaun kletterte und morgens vor Kameras stand und jederzeit alles auffliegen konnte. Dass er diesem Jungen nichts versprechen konnte, nicht einmal, dass er nächste Woche noch da sein würde.

Er dachte das alles. Und dann sagte er, was er immer sagte, weil er es einfach nicht fertigbrachte, jemanden in einer kalten Unterführung sitzen zu lassen.

„Komm mit. Wir machen was zusammen."

* * *

Gianni fuhr auf dem Gepäckträger des Damenrads quer durch Rom, die Gitarre auf dem Rücken, den Koffer auf dem Schoß, und hielt sich mit einer Hand an Jos Jacke fest und mit der anderen an seiner Mundharmonika, damit sie nicht aus der Tasche fiel. Er sagte die ganze Fahrt über kein Wort. Er hatte Angst, aufzuwachen.

Roccos Garage lag in einem Hinterhof in Tor Pignattara, zwischen einer Autowerkstatt, die einem Ägypter gehörte, und einem Hühnerstall, der niemandem zu gehören schien. Das Rolltor stand einen halben Meter offen, und darunter fiel gelbes Licht auf das Pflaster. Drinnen hatte Rocco das Werkzeug sei-

nes Vaters an die hintere Wand gerückt, sorgfältig, in der Reihenfolge, in der Ettore es immer hingelegt hatte. Davor standen die Eimer. Es waren inzwischen neun.

Rocco saß auf einem umgedrehten Mörtelkübel und trank Bier aus der Flasche. Als das Rolltor hochging, stand er auf. Er sah Jo an, dann den Jungen, der hinter Jo in der Tür stand, dünn und frierend, mit einem Gitarrenkoffer in der einen und einer Mundharmonika in der anderen Hand.

„Was ist das?“, fragte Rocco.

„Gianni“, sagte Jo. „Er spielt mit.“

„Er spielt mit.“ Rocco stellte das Bier ab. „Nur-Jo. Das ist ein Kind. Wir sind doch kein Kindergarten. Ich hab zwei Kinder zu Hause, ich brauch nicht noch eins in der Garage.“

„Ich bin siebzehn“, sagte Gianni.

„Eben.“

Gianni sah Jo an. Jo sagte nichts. Er sah Rocco an, ruhig, und wartete.

Da tat Gianni das Einzige, was er in seinem Leben wirklich konnte. Er steckte die Mundharmonika in den Drahthalter an seinem Hals, lehnte sich an den Rahmen des Rolltors, schloss die Augen und spielte.

Es war ein Blues. Kein bestimmter, keiner, den man kannte. Er kam aus einer Gegend, in der Gianni seit Jahren niemanden hineinließ, und er klang so, wie ein Bahnhof um drei Uhr morgens klingt, wenn der letzte Nachtzug nach Süden abgefahren ist und man nicht drinsaß. Die Töne zogen sich, brachen, fanden sich wieder, stiegen hoch und fielen, und in der Garage roch es plötzlich nicht mehr nach Motoröl und Zement, sondern nach etwas, für das es kein Wort gab.

Rocco stand da mit hängenden Armen.

Als Gianni aufhörte, war es still. Draußen gackerte ein Huhn.

Rocco räusperte sich. Er sah auf seine Eimer. Er sah auf das Werkzeug seines Vaters. Dann sah er den Jungen an, lange, mit dem Blick, mit dem er Steine ansah, bevor er sie setzte.

„Du hast Hunger“, sagte er. Es war keine Frage.

* * *

Lucia Marini kam zwanzig Minuten später in die Garage, mit einem Topf in den Händen, aus dem es nach Tomaten und Knoblauch dampfte, und einem Gesichtsausdruck, den Rocco kannte und fürchtete.

Sie war eine kleine, energische Frau mit dunklen Locken, die sie mit einem Kugelschreiber hochgesteckt hatte, und sie arbeitete seit fünfzehn Jahren in einer Großwäscherei, in der sie die Hemden von Bankern bügelte, die nie wussten, wer ihre Hemden bügelte. Sie stellte den Topf auf die Werkbank, stemmte die Hände in die Hüften und betrachtete die drei.

„Kartenspielclub", sagte sie.

Rocco räusperte sich.

„Rocco Marini. Ich weiß seit zwei Wochen, dass hier drin keiner Karten spielt. Ihr habt nicht mal Karten. Die ganze Straße weiß es. Frau Esposito von gegenüber hat mich gestern gefragt, ob du jetzt eine Band hast, weil sie freitags nicht mehr schlafen kann." Sie drehte sich zu Jo. „Und du bist der Heilige, der meinen Mann dazu gebracht hat?"

Jo sah sie an. Einen Moment lang war Rocco sicher, dass er zusammenzuckte.

„Ich bin Jo", sagte er.

„Aha." Lucia musterte ihn von oben bis unten. „Du bist zu dünn. Ihr seid alle zu dünn." Ihr Blick fiel auf Gianni, der sich hinter den Eimern so klein wie möglich gemacht hatte. „Und wer ist das?"

„Gianni", sagte Rocco. „Er spielt Mundharmonika. Und er … er hat Hunger."

Lucia betrachtete den Jungen. Sie sah die Jacke, die Schuhe, die roten Hände. Sie sah die Art, wie er dasaß, mit dem Rücken zur Wand, als wolle er alles im Blick behalten. Sie war Mutter von zwei Kindern und hatte in ihrem Viertel genug Jungen gesehen, die so dasaßen.

„Wo schläfst du?", fragte sie.

Gianni zögerte. „Termini."

„Am Bahnhof."

„Gleis vierundzwanzig. Da ist es ruhig."

Lucia Marini sagte eine Weile nichts. Dann nahm sie einen tiefen Teller vom Regal über der Werkbank, auf dem Ettore früher seine Schrauben sortiert hat-

te, wischte ihn mit dem Geschirrtuch aus, das sie über der Schulter trug, und füllte ihn bis zum Rand mit Pasta.

„Iss", sagte sie. Und zu Rocco, ohne sich umzudrehen: „Das Sofa, das du mir seit drei Jahren wegbringen wolltest. Das steht noch im Keller. Das holst du nachher hoch. Und die Decken von deiner Mutter."

„Lucia …"

„Er schläft hier." Sie sah ihren Mann an, und Rocco wusste, dass es sinnlos war. „Oder willst du, dass er wieder auf Gleis vierundzwanzig liegt? Im November?"

Gianni hatte angefangen zu essen. Er aß sehr schnell, mit gesenktem Kopf, wie jemand, der nicht sicher ist, ob ihm der Teller gleich wieder weggenommen wird. Als er fertig war, legte er die Gabel hin, sehr ordentlich, parallel zum Tellerrand. Dann griff er in seine Brusttasche und zog etwas heraus und legte es neben den Teller.

Ein kleines flaches Päckchen mit Gitarrensaiten. Ungeöffnet. Auf der Rückseite, in Kugelschreiber, zwei Wörter.

„Die hast du mir geschenkt", sagte er zu Jo. „Ich hab sie nicht aufgemacht."

Jo sah auf das Päckchen. „Warum nicht?"

Gianni zuckte die Schultern. Er sah niemanden an. „Man benutzt nicht das Erste, was einem jemand geschenkt hat, ohne was dafür zu wollen", sagte er. „Man hebt es auf. Damit man weiß, dass es so was gibt."

Niemand sagte etwas. Lucia drehte sich zur Werkbank und machte sich an dem Topf zu schaffen, obwohl es an dem Topf nichts mehr zu tun gab. Rocco sah auf seine Stiefel. Jo saß ganz still, und für einen Moment sah er sehr jung aus, jünger als Gianni, wie jemand, der gerade zum ersten Mal verstanden hat, was er angerichtet hat, und nicht weiß, ob er darüber glücklich oder erschrocken sein soll.

„Sie sind für die nächste", sagte er schließlich leise. „Nicht für die Schublade. Das steht doch drauf."

Gianni sah das Päckchen an. „Und wenn ich keine nächste hab?"

„Dann", sagte Rocco, und seine Stimme klang ein bisschen rau, „spielst du so lange, bis du eine hast. Hol deine Gitarre raus, Junge. Wir haben noch nicht geprobt."

* * *

Sie probten bis kurz vor zwölf.

Rocco auf seinen neun Eimern. Jo an der Les-Paul-Kopie mit dem Fragezeichen auf dem Korpus. Gianni an der Flohmarktgitarre, und immer wieder, wenn er merkte, dass er gebraucht wurde, an der Mundharmonika. Er spielte sie, wie andere Leute sprechen, und nach einer Stunde hatte er herausgefunden, dass er zwischen Jos Gitarre und Roccos Eimern eine Lücke füllen konnte, die vorher niemand bemerkt hatte, weil noch niemand da gewesen war, um sie zu füllen.

Dann sang Jo, zum ersten Mal in dieser Garage. Nur ein paar Zeilen, ohne Text, eine Melodie über dem Riff. Und Gianni, ohne zu fragen, sang eine zweite Stimme darüber, eine Terz höher, dünn und klar und ein bisschen brüchig, und die beiden Stimmen legten sich übereinander wie zwei Hände, die sich zum ersten Mal falten.

Lucia saß auf dem Sofa, das Rocco aus dem Keller hochgeschleppt hatte, zwischen den Decken ihrer Schwiegermutter, und hatte die Arme verschränkt und das Kinn gehoben, wie eine Frau, die nicht beeindruckt sein will. Nach dem dritten Stück hatte sie die Arme nicht mehr verschränkt.

Um dreiundzwanzig Uhr siebzehn sah Jo auf sein altes Klapphandy.

Er sah nur kurz darauf, eine Sekunde, und steckte es wieder weg. Aber Gianni hatte es gesehen. Er hatte in den letzten Monaten gelernt, Menschen dabei zu beobachten, wie sie auf Dinge sahen, und er hatte gesehen, dass Jo nicht auf die Uhr gesehen hatte, sondern auf die Zahl. Wie jemand, der auf einen bestimmten Moment gewartet hat.

„Was ist?“, fragte Gianni.

Jo schüttelte den Kopf. „Nichts.“

„Du hast auf die Uhr geguckt, als würde was passieren.“

Jo schwieg einen Moment. Die anderen sahen ihn an. Es war so still in der Garage, dass man den Hühnerstall hörte.

„Ich hab Geburtstag“, sagte er. „Heute. Genau jetzt.“

Rocco ließ die Besenstiele sinken. „Heute? Und das sagst du erst jetzt?“

„Es weiß sonst keiner.“

„Wieso weiß das keiner?“

Jo überlegte, was er darauf antworten konnte, ohne zu lügen und ohne alles zu sagen. Er fand nichts. „Ist kompliziert", sagte er schließlich. „Es steht nirgends. Es ist mehr so ein … inoffizieller Geburtstag."

Lucia sah ihn an, lange, mit dem Blick einer Frau, die fünfzehn Jahre lang die Hemden von Männern gebügelt hat, die viel über sich erzählten und wenig sagten, und die gelernt hatte, den Unterschied zu erkennen. Dann stand sie auf, ohne ein Wort, und ging hinaus. Zwei Minuten später kam sie zurück, mit einem Teller in der Hand. Darauf lag der Rest einer Crostata mit Aprikosenmarmelade, vom Sonntag, schon ein bisschen trocken an den Rändern. In der Mitte steckte, weil sie im ganzen Haus keine Kerze gefunden hatte, ein Streichholz.

Sie zündete es an.

„Wie alt?", fragte sie.

„Fünfundzwanzig."

„Dann denk dir den Rest", sagte Lucia und hielt ihm den Teller hin.

Rocco fing an zu trommeln. Nicht das Riff, nicht den Blues. *Tanti auguri a te*, das Geburtstagslied, das man in Italien an jedem Kindergeburtstag singt, und er trommelte es auf seinen Eimern so feierlich und so schief, als würde er eine Nationalhymne spielen. Gianni setzte mit der Mundharmonika ein. Lucia sang, laut und falsch und mit voller Überzeugung, und nach der ersten Zeile sang Gianni mit, und nach der zweiten Rocco, mit einem Bariton, von dem niemand etwas gewusst hatte, auch Lucia nicht.

Jo saß auf seinem Eimer, die Gitarre im Schoß, und sah das kleine Streichholz auf der trockenen Crostata brennen.

Vierundzwanzig Jahre lang hatte er jeden fünfundzwanzigsten Dezember einen Geburtstag gefeiert, der nicht seiner war. Mit Torten, die von Konditoren aus Wien kamen, mit Geschenken, die eine Abteilung ausgesucht hatte, mit Liedern, die ein Chor sang, und Fotos, die in ein Archiv gingen. Und jeden neunzehnten November hatte er an einem Fenster gestanden und gewartet, dass Emeka auf seiner Runde vorbeikam und im Vorbeigehen, ohne stehen zu bleiben, „Alles Gute, Junge" sagte.

Jetzt saß er in einer Garage in Tor Pignattara zwischen neun Eimern und einem Hühnerstall, und drei Menschen, die er seit einer Woche, drei Wochen und zwanzig Minuten kannte, sangen ihm schief ein Kinderlied.

Er pustete das Streichholz aus.

„Was hast du dir gewünscht?“, fragte Gianni.

Jo lächelte. „Darf man nicht sagen.“

„Ist es in Erfüllung gegangen?“

Jo sah sich um. Rocco, der seine Besenstiele wie Zauberstäbe hielt. Lucia, die schon wieder so tat, als wäre sie nicht gerührt. Gianni, der auf dem Sofa saß, zwischen den Decken einer fremden Großmutter, und zum ersten Mal seit Monaten nicht mit dem Rücken zur Wand.

„Ich glaube“, sagte er, „es ist gerade dabei.“

* * *

Um vier Uhr fünfzig schob Jo das Fahrrad hinter den Container an der alten Laderampe.

Emeka saß in seinem Wachhäuschen. Diesmal las er keine Zeitung. Vor ihm auf dem kleinen Tisch lag eine Papiertüte aus einer Bäckerei, und als Jo sich durch den Zaun zwängte, schob Emeka sie ohne ein Wort über den Tisch in seine Richtung.

Jo nahm sie. Darin lag ein Cornetto mit Pistaziencreme. Keine Kerze.

„Hab die Kerzen weggelassen“, sagte Emeka. „Sind inzwischen zu viele. Das Ding hätte gebrannt.“

„Danke.“ Jo hielt die Tüte in beiden Händen. „Du bist der Einzige, der's jedes Jahr weiß.“

Emeka sah ihn an. Er sah das Gesicht, das müde war und trotzdem leuchtete, und er roch den Tomaten-Knoblauch-Geruch an der Jacke und darunter, ganz schwach, einen Hauch Aprikose. Er hatte elf Jahre lang Nachtschichten gemacht. Er kannte den Unterschied zwischen einem Menschen, der allein nach Hause kam, und einem, der nicht allein gewesen war.

„Der Einzige?“, fragte er.

Jo sah auf die Papiertüte. Dann lächelte er.

„Nein“, sagte er. „Seit heute nicht mehr.“

Emeka nickte langsam. Dann schlug er die Zeitung auf, die neben ihm lag, und vertiefte sich in die Tabelle der Serie A.

„Kamera drei“, sagte er zu seiner Zeitung. „Aussetzer. Wie immer.“

* * *